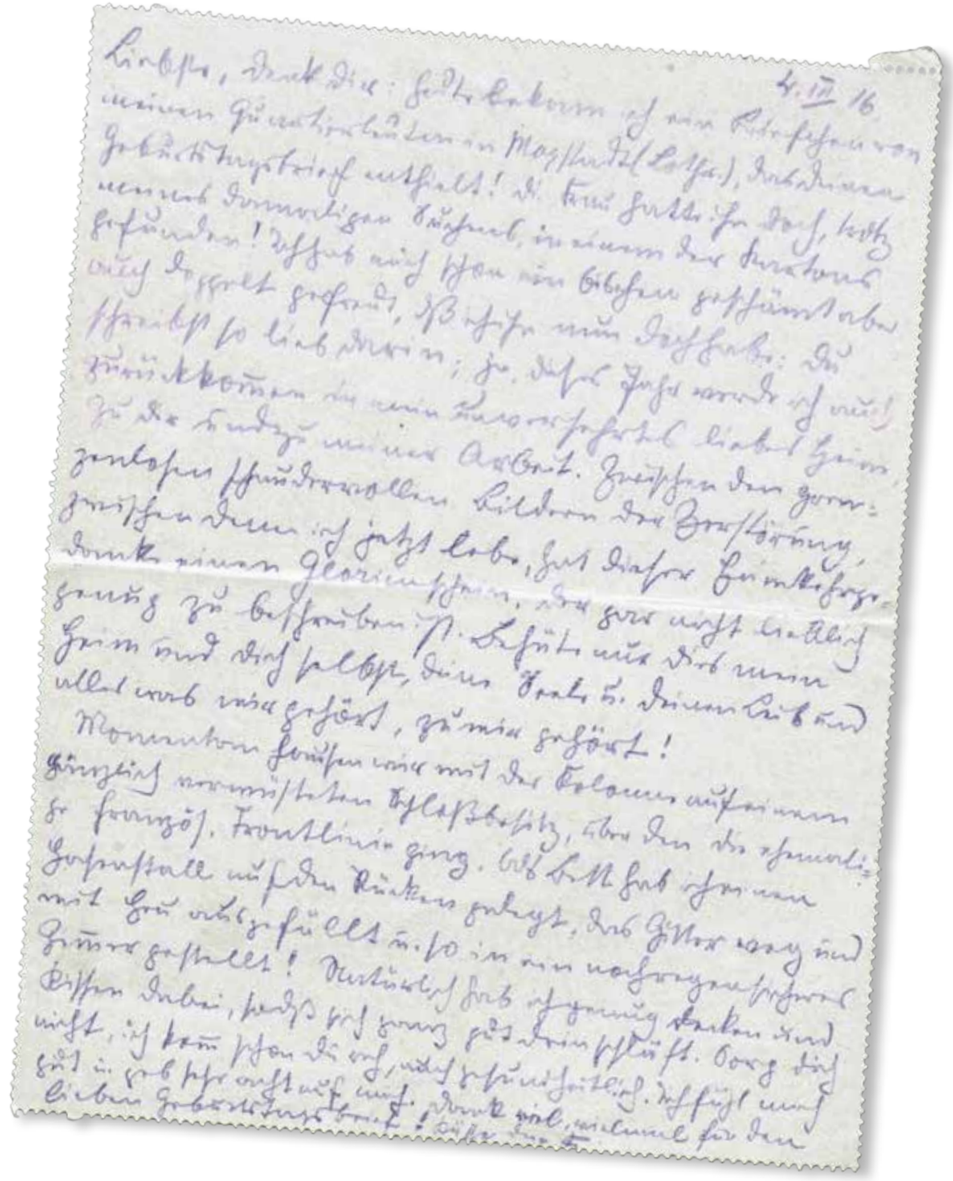
Vorahnung

„Der Geist kann nicht sterben“, schreibt Franz Marc kurz vor seinem Tod. „Dies zu wissen macht das Fortgehen leicht.“ Dabei ist der Maler überzeugt davon, 1916 aus dem Krieg heimzukehren. Franz Marc wird nur 36 Jahre alt

In den Abgrund

Er gehört zu den besten Künstlern seiner Zeit. Er will Bilder schaffen, wie es sie nie zuvor gegeben hat. Doch er lebt in einer Epoche, die ihn nicht versteht. Als Deutschland in den Krieg zieht, entschließt sich ***Franz Marc*** *für eine neue Welt zu kämpfen. Und verliert sein Leben*



Der letzte Brief. Franz Marc schreibt am 4. März 1916, seinem Todestag, an seine Frau:
„Liebste, denk Dir: heute bekam ich ein Briefchen von meinen Quartiersleuten in Maxstadt (Lothr.), das Deinen Geburtstagsbrief enthielt! Die Frau hatte ihn doch, trotz meines damaligen Suchens, in einem der Kartons gefunden! Ich hab mich schon ein bißchen geschämt, aber auch doppelt gefreut, daß ich ihn nun doch habe: Du schreibst so lieb darin; ja, dieses Jahr werde ich auch zurückkommen in mein unversehrtes liebes Heim, zu Dir und zu meiner Arbeit. Zwischen den grenzenlosen schauervollen Bildern der Zerstörung, zwischen denen ich jetzt lebe, hat dieser Heimkehrgedanke einen Glorienschein, der gar nicht lieblich genug zu beschreiben ist. Behüte nur dies mein Heim und Dich selbst, Deine Seele und Deinen Leib und alles was mir gehört, zu mir gehört! Momentan hausen wir mit der Kolonne auf einem gänzlich verwüsteten Schloßbesitz, über den die ehemalige französische Frontlinie ging. … Sorg Dich nicht, ich komm schon durch, auch gesundheitlich. Ich fühl mich gut und geb sehr acht auf mich. Dank viel-, vielmal für den lieben Geburtstagsbrief! Grüße Dein F“

Von Katharina Jakob

Am Morgen des 4. März 1916 schlägt der Leutnant Franz Marc die Augen auf. Er blickt nicht in den freien Himmel wie sonst, sondern an eine gemauerte Decke. Er liegt auch nicht auf der blanken Erde, sondern wie ein Kleinkind in einer Art Gitterbett: Es ist ein Hasenstall, dem die Türen fehlen. Mit der Öffnung nach oben und mit Heu befüllt, taugt der Käfig als Behelfsbett. Tatsächlich hat Franz Marc tief und fest darin geschlafen.

Seit zwei Tagen hält sich der Leutnant mit seinen Männern im Château Gussainville auf, einer zusammengeschossenen Schlossruine hinter der französischen Front. Er ist dankbar für den Unterschlupf. Die Wochen zuvor war er kaum aus dem Sattel gekommen, und wenn, hatte er im Freien biwakiert. Im Gummimantel.

Jetzt graut der Morgen. Und das Heimweh kommt mit aller Macht. Im bayrischen Ried spüren sie bestimmt schon den herannahenden Frühling. Der Leutnant denkt an sein Haus und an die zwei zahmen Rehe im Garten, Hanni und Schlick. An sein Atelier unterm Dach. Und an seine Frau, die bang auf ein Lebenszeichen von ihm wartet. Er greift zu Stift und Papier. „Dieses Jahr“, schreibt er an Maria, „werde ich zurückkommen in mein unversehrtes liebes Heim, zu Dir und zu meiner Arbeit.“ Dann steigt er aus dem Hasenstall, zieht sich Uniform und Stiefel an und geht hinaus in den letzten Tag seines Lebens.

Franz Marc, der aufstrebende Maler und Mitgründer des „Blauen Reiters“, ist seit Kriegsbeginn Soldat. Er macht seine Sache gut. So gut, dass er rasch zum Offizier befördert wird und dann, im Oktober 1915, sogar zum Leutnant. Jetzt führt er die Leichte Munitionskolonne 1 an, darf sich ein Pferd aussuchen und bekommt zum Frühstück Rosinenschnecken. Sein Einsatzgebiet ist Elsass-Lothringen, wo er die meiste Zeit hinter den feindlichen Linien verharrt. Er muss den Nachschub an die Front organisieren und das Gelände erkunden. Weil er fließend Französisch spricht – seine Mutter stammt aus Lothringen –, ist er hinter der Front weit nützlicher als im Schützengraben. Doch trotz der Annehmlichkeiten, die er als höherer Dienstgrad genießt: Der Krieg setzt Marc gewaltig zu. An manchen Tagen reitet er mit seinen Männern 18 Stunden und mehr durch peitschenden Regen. Überquert Schlachtfelder voller getöteter und verstümmelter Soldaten, sieht den Strom fliehender Familien, hört Kinder weinen. Längst ist seine Begeisterung für den Waffengang erloschen. Dabei war er am 4. August 1914 geradezu jubelnd zu den Fahnen geeilt, nur einen Tag nach der Kriegserklärung Deutschlands an Frankreich. „Jetzt bin auch ich endlich auf dem Zug in den großen Krieg“, hatte er seinem Galeristen geschrieben, als er den Marschbefehl erhielt.

Und jetzt? „Das ist kein Krieg mehr“, schreibt er entmutigt in einem seiner Briefe anderthalb Jahre später. Was hatte er erwartet? Vor allem das: eine neue Welt. Die alte ist ihm unerträglich. Diese Spießigkeit, dieser wilhelminisch-preußische Muff, der am Althergebrachten hängt und alles Neue misstrauisch beäugt. Mit seinen Künstlerkollegen will Franz Marc noch nie Dagewesenes schaffen: weg vom Gegenständlichen, hin zur abstrakten Malerei. Doch wie reagieren Publikum und Kritik? „Farbenwahnsinnige Verunreinigung von Leinwänden“, heißt es in den Zeitungsverrissen, „Gemäldegalerie eines Irrenhauses“. Manche Besucher kommen nur in die Ausstellungen, um auf die Bilder zu spucken. Immer wieder kann einer nur mit Mühe daran gehindert werden, die Leinwände mit einem Messer aufzuschlitzen. Und Genies wie August Macke oder Wassily Kandinsky müssen sich beschimpfen lassen als „Fieberkranke“ und „Hottentotten im Oberhemd“. All das, denkt Franz Marc, als der Krieg losbricht, kann gern zugrunde gehen.

Doch hinter seiner Leidenschaft für den Weltenbrand steckt noch etwas anderes. Etwas Radikaleres, das seinen Freunden Angst macht und seine Frau verzweifeln lässt. Marc verehrt Nietzsche und dessen Idee vom Übermenschen. Da kommt der Feldzug wie gerufen, „Blutopfer“ werden nötig: „Um Reinigung wird der Krieg geführt“, schreibt der Maler, „und das kranke Blut vergossen.“

Dabei hat er keinen Sinn für Politik. Für die diplomatischen Verwicklungen und politischen Zusammenhänge interessiert er sich nicht. Er glaubt sogar, es besser zu wissen:

Fieberkranke, Hottentotten: So nennt das Vaterland seine besten Künstler. Und ruft sie zu den Waffen

FOTOS VORHERIGE SEITE: FRANZ MARC MUSEUM/ARTOTHEK, NÜRNBERG – GERMANISCHES NATIONALMUSEUM/DEUTSCHES KUNSTARCHIV, NL_MARCFRANZ_I_A-3611916-03-04B);
FOTOS DIESE SEITE: AKG-IMAGES, CULTURE-IMAGES, KNUD PETERSEN/KUNSTBIBLIOTHEK SMB/BPK

Blaue Reiter

Die Avantgarde und ihr Freundeskreis: Franz Marc und Wassily Kandinsky gründen 1911 die Künstlervereinigung „Blauer Reiter“ und geben einen Almanach gleichen Namens heraus. Von links: Maria Franck (spätere Marc), Franz Marc, der Mäzen Bernhard Koehler, Wassily Kandinsky (sitzend), Heinrich Campendonk, ebenfalls Maler, und Thomas von Hartmann, Musiker. Ganz links: Franz Marcs Vater ist ebenfalls Künstler und malt 1895 seinen 15-jährigen Sohn Franz beim Holzschnitzen

FOTOS: BAYERISCHE STAATSGEMÄLDESAMMLUNGEN/BP, NÜRNBERG – GERMANISCHES NATIONALMUSEUM/DEUTSCHES KUNSTARCHIV, NL_MARCFRANZ_JA1-0125

Fronturlaub

Einmal aufatmen: Im Juli 1915 kommt der Maler für kurze Zeit nach Hause. Doch die Strapazen des Krieges haben den Eheleuten sichtbar zugesetzt. Links: „Der Turm der blauen Pferde“ gehört zu Franz Marcs berühmtesten Bildern. Zuerst ist es ein Postkartenmotiv für die Lyrikerin Else Lasker-Schüler. 1913 entsteht daraus ein Bild. Die Nazis nennen es später „entartete Kunst“, es fällt in die Hände von Hermann Göring. Seitdem gilt das Werk als verschollen

Kunst und Krieg, wie passt das zusammen?
Auf bizarre Weise: Franz Marc bemalt Tarnplanen

In Wahrheit sei dies kein Kampf der Länder gegeneinander, sondern der des europäischen Geistes gegen seinen inneren Feind.

Seine Freunde sind entsetzt und sagen ihm ins Gesicht, was sie von solchen Ideen halten: „Der Preis dieser Art Säuberung ist entsetzlich“, antwortet Wassily Kandinsky, der aus Deutschland fliehen muss, weil er gebürtiger Russe ist und nun plötzlich zum Feind gehört. Ausgerechnet er, den Marc als Maler verehrt wie keinen Zweiten. Mit Kandinsky hat er 1911 den „Blauen Reiter“ gegründet, einen losen Verbund von expressionistischen Künstlern. Auch einen Almanach nennen sie so, der alle ihre Ideen zwischen zwei Buchdeckeln bündelt.

Andere Freunde versuchen es mit Ironie: „Hoffentlich erleben wir dann noch das neue Europa“, sagt der Maler Heinrich Campendonk, „die neue Religion und Kunst und die Auflösung des letzten Männergesangvereins.“

Doch am ärgsten leidet Maria. Sie verabscheut den Krieg. Und sie hat Angst um ihren Franz, der ihr jeden Tag genommen werden kann. Die vielen Briefe, die er nach Hause schickt, trösten sie wenig. Darunter sind seitenlange Aufsätze über das „Fegefeuer des Krieges“. Marc will, dass seine Schriften veröffentlicht werden, seine Frau soll einen Verleger für sie finden.

Zwei Aufsätze gibt Maria zum Druck frei, auch wenn es sie vor dem „Gefasel“, wie sie sagt, schaudert. Das Ehepaar streitet sich in seinen Briefen, Vorwürfe fliegen hin und her, und mit jeder Auseinandersetzung wächst die Entfremdung zwischen den beiden.

Dann kommt noch ein Aufsatz, nach vier Monaten im Feld. Der verstiegenste von allen. Und jetzt reicht es. Maria wird diesen Text niemandem zeigen. Sie schreibt an ihren Mann zurück: „Deinen Artikel … möchte ich nicht gedruckt haben, weil Unwahrheiten darin stehen … die du natürlich als solche noch nicht erkannt hast.“

So viel Widerspruch ist Marc nicht gewohnt. Er erkennt seine einst so unsichere Frau, Tochter eines Bankdirektors aus Berlin, nicht wieder. Ist das noch die pummelige Malerin, die zu ihm aufblickte und so vieles klaglos ertrug? Die jahrelang hinnahm, dass er nicht nur eine Liebschaft neben ihr hatte, sondern gleich zwei: eine selbstbewusste Kunstlehrerin, elf Jahre älter als er, und eine Professorengattin, auch deutlich älter? Und dass alle drei Damen voneinander wussten und sich gegenseitig auszustechen versuchten? Bis schließlich eine sich durchsetzte und Marcs Ehefrau wurde. Allerdings nicht Maria, die sich das sehnlichst gewünscht hatte, sondern die Kunstlehrerin Marie Schnür. 1907 hatte Marc sie kurz entschlossen geheiratet und es nur Wochen später wieder bereut. „Wird mir das Schicksal wohl jemals die Dummheit vergeben, die ich mit dieser Heirat angerichtet habe?“, fragte er sich und Maria, die er nun „Liebste“ nannte. Doch eine Scheidung kam für die Gattin nicht infrage. Ein unwürdiges Geschacher setzte ein, immer am Rand und doch unmittelbar davon betroffen: die duldsame Maria. Bis sie und ihr Franz heiraten konnten, gingen Jahre ins Land. Denn Maria wurde von der enttäuschten Kunstlehrerin der Ehebrecherei bezichtigt, was ein schwerwiegendes

Der Maler ist ein guter Leutnant, er behält auch im Feuergefecht die Nerven. Seine Soldaten lieben ihn

Problem darstellte, nicht nur für die Ehre. Die preußischen Gesetze ließen eine Hochzeit zwischen einer Ehebrecherin und ihrem Geliebten nicht zu. Auch ein Heiratsversuch im liberaleren England scheiterte, was die beiden bei ihrer Rückkehr verschwiegen. Nun taten sie so als ob, nannten sich fortan Herr und Frau Marc und beendeten so das „gschlamperte Verhältnis“, wie die oberbayrische Nachbarschaft ihr Zusammenleben nannte. Offiziell klappte es erst 1913 mit der Eheschließung.

Nun ist er von zu Hause fort, und Maria lässt sich nichts mehr von ihm sagen. Gleichzeitig wächst in dem Maler die Erkenntnis, dass er sich mit seinen Theorien von der Reinigungskraft des Krieges geirrt hat. Auf den Schlachtfeldern, die er kreuzt, sieht er die „Blutopfer“. Einer aus den eigenen Reihen gehört bald dazu: Kurz nach Kriegsausbruch wird August Macke, sein enger Freund, an der Westfront erschossen. Marc kommt lange nicht über den Verlust hinweg, bricht immer wieder in Tränen aus.

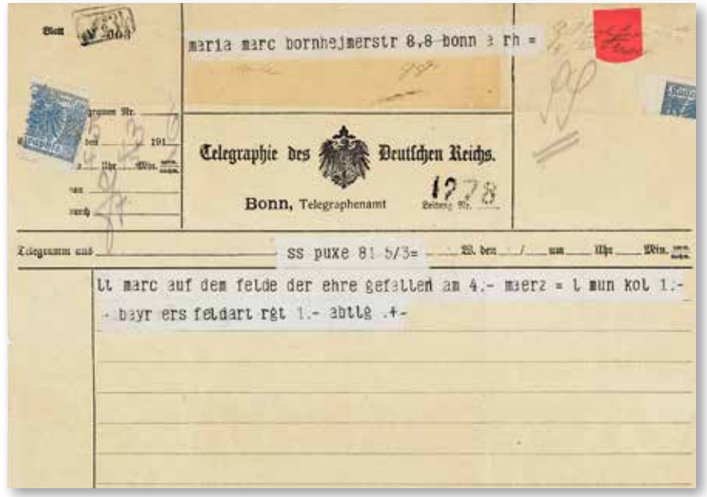
Am schlimmsten aber ist das Heimweh, das noch nicht einmal ein Fronturlaub heilen kann. Elf Monate nachdem er ausgerückt ist, sitzt der Maler mit stierem Blick zu Hause herum und kann sich nicht freuen. Er ist dürr geworden. Paul Klee kommt zu Besuch. Doch die Freunde schweigen sich an. Klee ist entschiedener Kriegsgegner, auch er hatte sich mit Marc einst harte Debatten geliefert. Nun sitzt man für wenige Stunden beisammen, will den brüchigen Frieden nicht stören und hat sich nichts zu sagen. „Der Mann müsste wieder malen“, notiert Paul Klee nach seinem Besuch in Ried, „dann käme sein stilles Lächeln zum Vorschein.“

Wenigstens bekommt Franz Marc jetzt in der Heimat gute Kritiken, sein Galerist organisiert Ausstellungen in Abwesenheit des Künstlers. Und mit einem Mal finden seine kobaltblauen Pferde und hellroten Katzen Anklang, werden seine Bilder gekauft statt bespuckt.

Da erreicht ihn Ende des Jahres 1915 in seinem lothringischen Einsatzgebiet dringende Post. Der preußische Kultusminister will eine Liste von Künstlern erstellen, die an der Front sind, aber als hochbegabt gelten. Sie sollen in sichere Gebiete verlegt oder gleich ganz in die Heimat zurückgeschickt werden, jedenfalls weg von der Front und der unmittelbaren Gefahr. Höchstens 30 Kunstschaffende haben auf dieser Liste Platz. Franz Marc soll dazugehören. Der Maler zaudert, überlegt. Er denkt an sein Atelier, an die vielen ungemalten Bilder, um derentwillen er unbedingt am Leben bleiben muss – und entscheidet sich dann gegen eine Vorzugsbehandlung. Wenn seine Kameraden vom Tod bedroht sind, will er sich nicht davonstehlen.

So wird es ein trauriger Jahreswechsel. An Weihnachten bekommt er nur einen Tag Urlaub, das reicht nicht für eine Fahrt nach Hause. Franz Marc reist ins nahe Straßburg, wo er durch die Straßen läuft und spürt, wie ihm das zivile Leben abhandengekommen ist. Mit den Kaffeehausgängern, den Kartenspielern und Passanten hat er nichts mehr gemein, alles in dieser Stadt kommt ihm leblos vor: „All die sonderbaren Leidenschaften auf den Gesichtern. Ich sah plötzlich ein Vögelchen auf einem Gesims sitzen und hatte das Gefühl, als wäre dies Vögelchen das einzig Lebendige, unbefangen Wirkliche in einer toten Stadt, in der nur mehr Leichen gehen.“

FOTOS: NÜRNBERG – GERMANISCHES NATIONALMUSEUM/DEUTSCHES KUNSTARCHIV, NL_MARCFRANZ_JA1-0146A, NÜRNBERG – GERMANISCHES NATIONALMUSEUM/DEUTSCHES KUNSTARCHIV, NL_MARCFRANZ_,,IIA01-1916_03_058, PRIVAT



Das Telegramm

Als Maria Marc vom Tod ihres Mannes erfährt, ist sie in Bonn bei ihrer besten Freundin Elisabeth Macke, der Ehefrau des gefallenen Malers August Macke. Nun sind sie beide Kriegswitwen. Links: Franz Marc in der Schlossruine Gussainville, wenige Stunden vor seinem Tod. Er ist nicht nur ein guter Soldat, sondern auch ein beliebter Vorgesetzter. Sein Bursche schreibt über ihn: „Er war sehr belibt unter der Manschaft, den ihm war keine Gefahr zu gos er war ein Unerschrokener Tüchtiger Ofizir“

Doch zu Neujahr schöpft er wieder Hoffnung. 1916, so glaubt er, wird sich alles wenden. Der Krieg wird vorbei sein, er selbst heimkehren, wieder malen und mit Maria in den Bergen wandern. Er wird den Flug der Gabelweihen sehen, die Frösche quaken hören. „Mein Optimismus ist unzerstörbar“, schreibt er an seine Frau am ersten Tag des neuen Jahres. „Wenn der Friede kommt … werden wir wieder ein paar alte Walzer tanzen … Es ist ein schöner Neujahrstag heut, ein bißchen Frühlingsluft.“

Zumindest ein Wunsch erfüllt sich tatsächlich in den nächsten Wochen, kurz vor seinem 36. Geburtstag im Februar. Der Leutnant erhält einen sonderbaren Auftrag: Er soll malen. Keine Kunst, keine Bilder. Sondern meterlange Planen zur Abdeckung der Geschütze und Munitionslager. Damit der Feind aus der Luft nicht erkennen kann, welche Waffen dort unten im Einsatz sind, müssen Tarnplanen her. „Neun Kandinskys“ habe er an einem Tag fertiggestellt, freut sich der Leutnant in einem Brief an Maria. Was bedeutet, dass er die Stoffe mit abstrakten Formen bemalt hat, die von weit oben aussehen wie Blattwerk oder Unterholz. Sogar ein Atelier hat er bekommen, einen Heuschober.

Und dann ist mit einem Schlag die Ruhe vorbei. Marschbefehl. Am 21. Februar bricht morgens die Schlacht um Verdun los. Alles gerät in Bewegung. Leutnant Franz Marc muss 200 Pferde und 24 Fahrzeuge an die Front bringen. Spätestens jetzt weiß er, dass der Krieg ein schrecklicher Irrtum ist: „Seit Tagen sah ich nichts als das Entsetzlichste, was sich Menschengehirne ausmalen können“, schreibt er verzweifelt an seine Frau. Sie reiten Stunde um Stunde, Tag um Tag, zwei Wochen lang, bis sie im Schloss Gussainville endlich rasten können, zwischen den Mauern.

Um die Mittagszeit des 4. März 1916 trinken der Leutnant und sein Major ein Glas Moselwein und klären letzte Dinge: Marc soll zu einem Erkundungsritt aufbrechen, um die Strecke zu prüfen, die der Munitionstransport noch in der kommenden Nacht nehmen wird. Marc lässt sich auf dem Ritt von seinem Burschen begleiten, Heinrich Hackspiel. Gegen vier Uhr nachmittags erreichen die beiden die Gefechtslinien. Sie zügeln ihre Pferde, bleiben stehen. In weniger als 100 Meter Entfernung detonieren die Granaten. Der Leutnant will wissen, wie der Weg verläuft, und steigt aus dem Sattel. Er kramt eine Karte aus seiner Tasche, Hackspiel bleibt auf dem Pferd.

Im nächsten Augenblick surrt eine Granate durch die Luft, schlägt keine drei Meter entfernt von ihnen ein. Die Pferde gehen durch. Der Bursche kann sich kaum im Sattel halten. Erst kurz vor einem Waldstück schafft er es, sein Tier und das des Leutnants unter Kontrolle zu bekommen. Nachdem Hackspiel die Pferde an einen Baum gebunden hat, eilt er zurück zu Franz Marc. Sein Leutnant ist schon bewusstlos. „Als ich ankam“, notiert der Bursche später in einem Protokoll, „war Herr Leutnand bereits in den lezten zügen, ihm war ein Granatsplitter durch das Gehirn gegangen.“ Hackspiel kauert sich zu seinem Vorgesetzten, öffnet ihm die Jacke, sieht, wie sich dessen Brust hebt und senkt. Und dann stehen bleibt.

Hackspiel muss den Toten zurücklassen und reitet ins Lager. „Ich holte dan zwei Man, und trugen ihn dan in den etwa 500 m weit Bracki Wald wo er nachts abgeholt wurde.“ Im Schlosspark von Gussainville nahe dem Dorf Braquis wird Franz Marc vorläufig begraben, bis man ihn nach Hause überführt.

Auf dem Postamt liegt einen Tag später ein Telegramm für die Frau des Leutnants. Maria muss es nicht abholen, sie weiß, was darin steht.

Katharina Jakob las von einer Karte, die Franz Marc als Junge bekommen hatte. Darauf stand, vom Vater geschrieben: „Halte dich stets hoch zu Roß bis zu deiner Bahre.“ Seitdem fragt sie sich: Hätte Marc vielleicht überlebt, wenn er im Sattel geblieben wäre?